

(Nachdruck verboten.)

## 2] Zwischen zwei Herzen.

Erzählung von L. Berni.

„Und Dein Mann ist ein so tüchtiger Maler, ein wirklicher Künstler!“ fuhr Bianca in demselben begeisterten Tone fort.

„Sehr tüchtig“, gab Elise zurück, noch trockener als vorher. Und es entstand eine Verlegenheitspause.

Nach einer langen Trennung, wenn man sich so viel zu sagen hat, geht es, wie mit einer vollen Flasche, die man plötzlich umkehrt: es gurgelt und gurgelt in der Kehle, aber fast nichts kommt heraus. Und die Fülle drückt, man möchte mehr herausbringen, aber an der Kehle fühlt man wie einen Knoten, daß man zu ersticken glaubt. Endlich fiel es Bianca ein, daß nicht alle waren wie sie, und daß Frauen auch manchmal Kinder hätten.

„Hast Du Kinder?“ fragte sie sanft.

„Ja, ein Kind . . .“ und die Schleißen der Herzen öffneten sich. Sie hatte ein Kind! ein liebes, süßes Mädchen, aber so zart, so kränzlich! Es war eine Seelenpein, sie so leiden zu sehen! Und jetzt mußte Elise auch fort, schnell fort, denn die Kleine war allein zu Hause.

„Gut, geh schnell“, sagte die Freundin, „ich begleite Dich.“

Elise sah unzufrieden aus; dann sagte sie entschieden:

„Nein, komme nicht mit; wir sind arm, weißt Du. Unser Haus ist nichts für Dich.“

Bianca wurde ganz rot. Was lag ihr an dem Hause? Das Kind, die Kleine wollte sie sehen. Und während sie die andere liebevoll zwang, einzutreten und sich zu sehen, fügte sie hinzu: „Sieh auf die Uhr, es ist eben zehn, ich habe gerade Zeit: Alberto frühstückt bei Thompson, ich bin feierlichst zu Tante Ida eingeladen — heut' ist ihr Namenstag — in einer Viertelstunde ist der Wagen zur Stelle. Wenn Du einstweilen das Album ansehen willst . . . Ich ziehe mir schnell ein Kleid an und in fünf Minuten bin ich wieder hier.“

Aber aus den fünf Minuten wurden zehn, vielleicht fünfzehn, und Elise, die sich zu Anfang in den Sessel zurückgelehnt hatte, mit dem einzigen Wunsche, sich auszuruhen, mit der lässigen Annut der Frau, die sich in ihrem Element befindet, begann sich unzufrieden: schwere Vorhänge aus rotem Samast, alte Oelbilder, all' die tausend wertvollen Nippesachen — kostspielig und überflüssig, wie manche desserts — alles voll, übertoll, auf jedem Tisch, in jeder Ecke, an jeder Wand etwas, und etwas, das augenscheinlich sehr wertvoll war, ein aufdringlicher Luxus, der nicht unbeachtet bleiben wollte. Und je länger Elise hinsah, umso mehr richtete sie sich auf und nahm wieder ihre steife und abweisende Haltung an.

Als Bianca zurückkam, fand sie die Freundin auf einem kleinen Rohrstuhl, steif wie eine Statue.

„Wie viel schöne Sachen Du hast“, sagte sie leichtsin, als wolle sie plötzlich den Ton der Gesellschaft anschlagen, die zu diesem Salon gehörte.

„Ja“, antwortete Bianca beim Hinausgehen, „alles Albertos Verdienst. Das Empfangszimmer hat er eingerichtet. Wenn ich Dich zu mir hineingeführt hätte, wären wir gar nicht mehr fertig geworden. Denke Dir, ich habe sogar noch das Nadelkissen mit dem Bergkristall, das Du mir einmal zum Namenstag gestickt hast.“

Und unter dem Einfluß dieser liebevollen Wärme, der sie unwillkürlich unterlag, taute Elise von neuem auf.

Als sie im Wagen waren, schon am Fuße des Hügel, auf dem die Villa lag, rief Bianca mit leichtem Bedauern aus: „Wie schade! wir hätten die Rosen, die in der Vase sind, mitnehmen können . . . Hat Deine Kleine Blumen gern?“

„Ach! und wie gern!“ sagte die Mutter leise, und beinahe traten ihr die Thränen in die Augen. Bianca hatte in eine offene Wunde gefaßt, denn die arme junge Frau war gerade darum, um ihrem Kinde eine Rose zu bringen, nach der es schon lange verlangte, bis nach den Hügel von Siesole gegangen. Aber wie hätte sie die fünfzig Centimes zahlen können, die der Gärtner dafür verlangt hatte! Und Bianca hatte ein Duzend Rosen bei der Hand gehabt! Deshalb that ihr der Ton süchtigen Bedauerns weh.

Was waren ihr diese Rosen gewesen!

Bianca wurde dieser Erregung gar nicht gewahr, weil deren Gründe so sehr außer dem Bereiche ihrer Einbildungskraft lagen. Aber zärtlich, liebevoll, ahnungslos, wie sie war, that sie tausend versängliche Fragen und drang freundschaftlich auf eine Antwort, eine vollständige Antwort ohne Rückhalt, so daß sie schließlich die herbe Verschlossenheit Elises fast besiegte.

Jene aufrichtige und unbefangene Güte hatte eine unwiderstehliche Gewalt und drang in die arme verhärtete Seele wie eine Liebkosung.

So nahm Elise Bemerkungen hin, die aus anderm Munde sie in sich selbst hätten zusammenziehen lassen wie einen Igel, den man anfakt, nahm sie hin, ohne sich dessen bewußt zu werden. Auch ihr eigenes abgetragenes Kleid kam ihr nicht zum Bewußtsein, der völlige Mangel jeden Schmuckstückes — sie hatte nicht einmal ihren Trauring. Der Kontrast zu jener anmutigen kleinen Frau in dem herrlichen Pelz, mit dem Hütschen voll Blumen und Federn, den beiden riesigen Brillanten in den kleinen Ohren — nein, all das kam ihr nicht zum Bewußtsein. Diese Einzelheiten in dem weichen eleganten Wagen trugen auch dazu bei, einen Zustand harmonischen, träumerischen Wohlseins in ihr hervorzurufen. Und Blatt für Blatt öffnete sich ihre Seele wie eine Blume unter den Strahlen der Sonne.

Wie viel wurde in der halben Stunde, während der Fahrt von der Villa der Gräfin Saffonovo zu Elises Wohnung gesagt, wie viel verschwiegen? Konnte Elise, die freilich eine romantische Heirat gemacht hatte, aber gegen den Willen der Eltern, ohne die Zustimmung der Gesellschaft, zu der sie gehörte, konnte sie jemals all die moralischen Wunden, all das Widerwärtige und Gemeine aufdecken, die diese Ehe für sie zur Folge gehabt hatte? All die schmählichen Auswege, die Schulden und so weiter? Und wie viel von alledem hatte die rofige Bianca aus den flüchtigen Anspielungen verstanden, sie, die immer in parfümierter Welt gelebt hatte?

Gewiß ist, daß Bianca nicht erstant war, sich auf einer engen, dunklen, steilen Treppe zu befinden, auch nicht, als sie einen Ausdruck des Efels auf dem Gesichte der Freundin sah bei dem Tone einer männlichen Stimme, die dann glücklicherweise in der Ferne verhallte. Wenn sie sich auf dem letzten Teile der Treppe, die aus Holz war und ganz durchlöchert und bei jedem Schritte knackte, eines Gefühls der Beängstigung nicht erwehren konnte, so vergaß sie doch, an der Thür angelangt, alles andere über dem Verlangen, die Kleine zu sehen. Während Elise den Schlüssel umdrehte, schien ihr plötzlich ein Gedanke zu kommen; sie wandte der Freundin ihr Gesicht zu — ein so sorgenvolles Gesicht —

„Verzeih, aber mir fällt ein, daß Mary nie einen fremden Menschen sieht; ich möchte nicht, daß es sie aufregt . . . verzeih . . . ich benachrichtige sie vorher . . . warte einen Augenblick hier . . .“ Und dann ließ sie Bianca auf dem Treppenabsatz stehen.

Die Wohnung war sehr eng, so daß Bianca nicht anders konnte, als alles verstehen. Ein leises Flüstern drang an ihr Ohr; erst sprach Elise, dann eine kleine schrille Stimme, schwächlich, aber entschlossen:

„Nein, nein, ich will niemanden; nur meine Mama. Ganz für mich. Niemanden will ich, niemanden!“

Und dann wieder das leise Flüstern, Elises Stimme, die augenscheinlich zu überreden suchte, aber sanft, ohne Eifer. Für sie waren jetzt die Wünsche ihres Kindes heilig geworden, etwas, denen auf alle Fälle gewillfahrt werden mußte. Beim Tone des Kinderstimmchens, das immer schriller und freischer wurde, in einer krankhaften Aufregung, fühlte sich Bianca das Herz zusammenschnüren. Sicher war es besser, ein Ende zu machen; es war auch so kalt auf dem Treppenabsatz. Und sie stieß die Thür auf. Sofort verstummte die Kinderstimme: Die Kleinen mageren Aermchen, die um den Hals der Mutter geschlungen waren, sanken herab, das schmerzlich verzogene Gesichtchen glättete sich, von einem sanften Lächeln erhellt.

„Oh, Mama . . . ist es die Mutter Gottes?“ rief die Kleine, voll Bewunderung die Vision anschauend.

Ach über die glückliche, wohlthätige Sicherheit dessen, der immer gern gesehen, immer bewundert und geliebt worden

ist! Elise, die so stark und tapfer war gegen die Raueheiten des Lebens, hätte nie das gleiche gewagt: und sie sah Bianca sprachlos an und auch in ihrem Blick lag Bewunderung. Dann sagte sie mit ungewohnter Herzlichkeit:

„Komm herein, Bianca, und setze Dich nieder.“

Und diese, die unbeweglich auf der Schwelle gestanden hatte, setzte sich der Kleinen gegenüber.

Mary war kein hübsches Kind, — wenige Mädchen so um die zehn Jahre herum sind hübsch, — aber ihre blauen Augen leuchteten groß und mit einem mondcheinartigen Schimmer in dem abgekehrten wächsernen Gesicht, und sie hatte ein liebes Lächeln, so müde, so herbstlich für ein Menschenkind, das noch nicht den Frühling erreicht hat! Bianca hatte sich einen Handschuh ausgezogen und begann mit ihrer weichen Hand die knöchige Hand der Kleinen zu streicheln. Von Zeit zu Zeit traf eins der gelblichen mageren Fingerringen in die weißen Grübchen, und der halb schene, halb liebevolle Blick des kranken Kindes suchte den ihren. Ein Strom lebhafter Sympathie hatte sich schnell zwischen beiden gebildet, sei es auch nur dank des großen Kontrastes, der zwischen ihnen bestand.

„Und sage, willst Du mich haben?“ fragte Bianca kofelt.

„Ja, ja, immer, immer...“ antwortete das Kind fast trübriinstig.

Und Bianca versprach, zu kommen, Spielzeug und Blumen zu bringen. Elise sah und hörte alles gleichgültig an.

Seit sie in diese eiffige, kahle Umgebung zurückgekehrt war, hatte sie die Empfindung, als gerönte alles Blut in ihren Adern; nach dem blühartigen Lichtblick senkte sich die Marter des täglichen Lebens noch bleierner auf ihre Seele, und sie sah auf die rosige, lächelnde junge Frau in dem warmen Pelz, mit den Brillanten in den Ohren, mit den wohlgeordneten Löckchen auf der Stirn, und auf ihr Kind mit den zu großen und zu leuchtenden Augen. Gleichgültig, zerstreut wiederholte sie: „Danke, danke.“ Allmählich empfand Bianca den Ausdruck ihrer Augen und die Kälte dieses „Danke“, und da sie es sich nicht erklären konnte, begann sie sich sehr ungemütlich zu fühlen. Der magnetische Strom zwischen ihr und dem Kinde schien unterbrochen, und da sie nicht wusste, was thun oder sagen, begann sie unmerklich, die Gegenstände um sich herum zu mustern.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Der verheerende Streit um den richtigen Anfang des neuen Jahrhunderts — die 1900, die 1901! — wird nun glücklicherweise doch seine endgültige Erledigung finden. Nicht nur die kleinen, schwachhirnigen Menschlein, sondern auch der im Thatensturm rastlos wogende Weltgeist selbst ist sich nicht klar geworden über den wirklichen Beginn des 20. Jahrhunderts, und im allen Weiterungen und jeder Möglichkeit des Irrtums — der Weltgeist darf ja nimmer irren — zu entgehen, hat er durch die Anordnung eines lösmischen Droschkenausfluges das Problem zwar nicht gelöst aber beseitigt. Um den beschämenden Schnitzer zu vermeiden, daß das Jahrhundert an unrichtiger Stelle wechselt, wird es überhaupt kein neues Jahrhundert geben. Noch rechtzeitig, bevor wir uns zu entscheiden hätten, wam wir die Morgenfeier des neuen Zeitalters rauschend begehen sollen, wird ein eigens zu diesem Zweck delegierter Komet uns der Mühe des Entschlusses und der Gefahr eines chronologischen Täuschungsversuchs entheben, indem er sacht gegen den Erdball läuft und ihn in ein Häuflein elliptisch kreisenden Weltmonds verwandelt. Freilich wird durch diesen Unfall nebenbei auch verhindert, daß Pöbelskizis geniale Idee, nationale bestgeimte Wahlsflugblätter, sowie reich, thron- und altartrene Leitartikel in der handlich-auschaufischen Form von Agitations-Viefsmarken mit vaterländischen Scenen und Symbolen zu einem wahren perpetuum mobile selbstthätiger Militär-, Flotten- und Zuchtanswerbung zu gestalten, in der Wirklichkeit sich bewähre. Auch muß der schöne Gedanke des schwimmenden Deutschland im Keime erstickt, ehe es erreicht ist, daß jeder mündige Deutsche sein Panzergeschiff im Meerestall hat — aber wenn man ein solch wichtiges Ereignis wie den Zusammenstoß zweier Weltkörper erleben darf, soll man eben lernen, auf einige minder bedeutsame Ähnlichkeiten ruhig zu verzichten.

Es ist allgemein bekannt, daß am 13. November 1899 jenes Vorkommnis sich erfüllen wird, das wir in unserem Größenwahn als Weltuntergang bezeichnen. In Wahrheit meinen wir nur eine Verflüchtigung des winzigen Erdgestirns, eine Begebenheit, die im Verhältnis zu dem Ganzzah der Welt, des Universums, in der That nur den Wert hat, den wir in irdischem Vergleich einem Droschkenausflug beimessen. Ja eigentlich ist's noch weit weniger, denn diese ganze Katastrophe wird auf den Straßen des Alls nicht

für den Vortheil eines Augenblicks Verkehrsstörungen hervorzurufen, und kein Marsbewohner wird durch ein klirrendes Fenster aus seinem Schlaf und seinen Träumen gerissen werden, die von dem dortigen Visionen-Syndikat auf Bestellung, nach Wunsch und Maß jede Nacht frisch geliefert werden.

Indessen, man kann zugestehen, daß auch ein zu einem Erduntergang zusammengeschrumpfter Weltbrand für uns Erdbewohner eine hinlänglich starke Sensation bedeutet. Um so wunderbarer ist es, daß niemanden die Sache sonderlich erregt. Keine Spur von dem Grauen der Vernichtung, von dem rasenden Aufbäumen des Lebensgefühls und der Daseinsbegierden! Nur die Redaktionszuger sind fleißig und fragen bei einer veredelichen Schrifteleitung an, um wie viel ihr die Welt unterginge und ob man das Ereignis in Berlin sehen könne. Prophetische Händler verkaufen Weltuntergangs-Ansichtspostkarten, und es fehlt nur noch, daß sinnige Unternehmer Tribünen errichten, um das Schauspiel bequem zu verfolgen. Kurz die Ankündigung beschäftigt nur die Wühloolde und Poffenreißer, und kein Millionär schenkt einem Bettler einen Thaler, weil in ein paar Tagen ja doch Silber nur als tote chemische Materie gleichgültig von den Trümmern der alten Lebenden und schosigenden Bewußtseins beraubten Erde finndos im Niefenkreise rundum getragen würde. Höchstens, daß bemittelte Geisteskräfte, die Jahr für Jahr ihre unheimlichen Desirien über den Untergang der Welt in wüsten Büchern dem Publikum anbieten, heuer eine vermehrte Produktion aufweisen. So hat kürzlich jemand in einer zu Hamburg erschienenen Schrift das Weltende aus den Bildern der geheimen Offenbarung des heiligen Apostel Johannes entziffelt und gegenüber dem Kometendatum Falbs das Jahr 1951 berechnet, indem er die Anfangsbuchstaben der vier Evangelien als römische Zahlzeichen nebeneinander setzte. Und in einer Tafel der irdischen Ereignisse hat der Mann das folgende weltgeschichtliche Wam entworfen:

- |              |                |  |
|--------------|----------------|--|
| Ephefus      | 1. Kirchézeit. | } Siehe Holzhausers sieben Kirchézeiten. |
| Smyna        | 2. Kirchézeit. |  |
| Bergamus     | 3. Kirchézeit. |  |
| Ephatira     | 4. Kirchézeit. |  |
| Sardis       | 5. Kirchézeit. |  |
| Philadelpkia | 6. Kirchézeit. |  |

(1/2 Stunde Pause. Leo XIII.) Triumph der Kirche: „Ignis ardens“ Netter aus Sion.

- |   |   |
|---|---|
| 1. Posaune: Landkrieg.                        | } Nationalismus, Materialismus und Spiritismus. |
| 2. Posaune: Seekrieg.                         |   |
| Laodicia Anfang: 3. Posaune: Religio copulata |   |
| 4. Posaune: Fides itrepta                     |   |
| 5. Posaune: Großer muhamedanischer Weltkrieg. |   |
| 6. Posaune: Pastor angollens.                 |   |
| 7. Ermordung der zwei Zeugen.                 |   |

7 Siegel in Iacobia: Pastor et nauta, Wegzug des Papstes von Rom.

Flos florum, Vabel ist gefallen XIV. 8. Reperitien XVII. Kap. Auszug der Juden aus der heidnischen Welt nach Jerusalem.

Do modietato lunao, Veränderung der Dinge.

De laboro Solis, Weltkrieg (Proph. Joel 3, 14—26).

1. Hornschale: Geschwür-Krankheit.
2. Hornschale: Verderbung des Meeres.
3. Hornschale: Verderbung der Flüsse und Wasserquellen.
4. Hornschale: Große Sonnenhitze.
5. Hornschale: Verfinsternng des babylonischen Reiches.
6. Hornschale: Versammlung aller Antichristen zum Streite Gottes.
7. Hornschale: Sturz der babylonischen Welt. Vernichtung aller Städte der Heiden. Großer Hagel.

Ankunft des Herrn, Sieg über alle Antichristen. Gloria Olivo.

Betrus II.

Auferstehung der Toten.

Tausendjähriges Reich.

Letzter Kampf.

Weltgericht.

Neue Welt.

Himmliches Jerusalem.

Man muß solche tollen Eingebungen eines aus den Fugen geratenen Kopfes lesen, um sich in die Stimmung jener Zeiten zurückzusehen, da die Ankündigung eines Weltunterganges die christlichen Völker in einen Taumel verzückter Furcht hineintrieb. Das Bestammel eines Irren, wie es sich in unserer Tafel irdischer Ereignisse äußert, wäre um das Jahr 1000 als höchste Offenbarung bestaimt worden, und die verängstigte Menschheit hätte sich, gepackt von der Seuche des Weltuntergangswahns, brünstig an solchen Spukphantasien erregt.

Heute lacht man und übermütiger Spott umstirkt die grausige Weisagung, an die niemand glaubt. Das wissenschaftliche Denken hat uns gelehrt, der strengen Gesetzmäßigkeit des Weltwaltens zu vertrauen, die menschliche Entdeckerkraft in Zahlen, Formeln, Gleichungen nüttern und gewaltig zugleich gefestigt hat. Mit einem lächer

Wilde darf man sagen: Die Gestirne laufen in den Bahnen des wissenschaftlichen Bewusstseins, und so lange es menschliche Wissenschaft und menschliches Denken giebt, vermag kein fruchtbares Wunder und kein regelloses Angefahr die wandelnden Weltkörper von diesen gesetzlichen Bahnen auch nur um ein Fingerbreit abzulenken. Die Welt kann nicht untergehen, die Erde nicht zerfallen, ehe nicht der letzte Menschengebäude erloschen. Das ist der Ewigkeitsglaube der neuen, von der Willkür wirt treibender Gefühle geläuterten Menschheit, die nicht mehr lebend Gespenster schaut, sondern rüstig in wachender Helle Gestalten schaffst.

Es ist ein oft versuchtes Spiel der Dichter, sich vorzustellen, was die Menschheit treiben würde, wenn ihr morgen der Untergang sicher wäre. Sie pflegen nicht eben Gemälde zu entwerfen, in denen sich der Kultursitz der Menschheit löse dürfte. In orgiasische Einnentwurf lassen sie gern die dem Tode Verfallenen ausbrechen, in eine Tobjucht blutig geistlichen Genießens. Nichts Keines und Edles regt sich als letztes Wünschen. Alle Begierden werden losgeleitet, was Sitte und Zwang mühsam gebändigt, schäumt fessellos auf. Das Verbrechen wird Regel, das Lafter Jugend, das Unnatürlichste wird Natur. Man erschöpft sich in der Erfindung unerhörter Lüste, und in schamlosem Herzensabbat tanzen die verwilderten, von jeglicher Kultur entblöhten Horden der Vernichtung entgegen.

Würde sich wirklich das letzte Wünschen darin äußern, daß alles, was sich die Menschheit in den Jahrtausenden mühselig und opferfroh errungen, angefaßt des Endes abgefaßt wird, wie ein lästiges Juxelt? Strebte die letzte Sehnsucht nach nichts Höherem, als nach dem Recht, wieder Wesie zu sein? Wir schreien, das ist eine Verleumdung menschlichen Wesens, und andere Wegefrölichkeit wird sich am Prande des Nichts erheben. Vielleicht entdekt man überrascht als letzten Wunsch die Wunschlosigkeit. Vielleicht erstleht man es, nur einmal für einen flüchtigen Augenblick das gelobte Land zu sehen, das sich der Menschheit entziehen wird, nachdem es das Dornengestrüpp des Arvaldes mit schmerzenden Händen durchlichtet. Und sicher ist, daß am Ende der Erde die zwei Königsfinder des Volkstiedes sich gesellen werden, zwischen denen als ein allzu tiefes Wasser Vorurteil und Rot scheidend frönte. Das ist der rechte Hintergrund für die Tragödie entatmender Leidenschaft: über der Lebenspendenden Amarnung türmt sich just im Augenblick der Erfüllung zertrümmend der ewige Tod.

Der Spahnader, der Geistesgestörte, der Denker, der finstere und der hoffende Dichter haben ihre Späße zu der Weltuntergangsfabel geschmückt. Das würde Dasein selbst aber rollt unbefürchtet weiter, sich endlos wäunend. Und doch ist in Wahrheit der 13. November ein Totenfest untergegangener Welten. Das himmlische Funtengeflöber, das die Erdbewohner an diesem Tage sehen werden, sind die für einen kurzen Augenblick noch einmal auffammenden Reste einer längst gestorbener Welt, deren Atome nun auf andere Sterne schimmernd verwehen.

Einstweilen freilich können wir uns den Untergang der Erde schon deshalb nicht denken, weil auch der phantasiereichste Kopf sich einen Zustand nicht vorzustellen vermöchte, wo Fürst Hohenlohe nicht mehr Reichskanzler wäre. Das ist für uns die sicherste Gewähr, daß die Erde den 13. November überleben wird. — Joe.

### Kleines Feuilleton.

g. Helle Fenster. Die Dunkelheit bricht jetzt früh herein. Die Lampen werden beizeiten angezündet; wenn man in der sechsten Stunde durch die Straßen geht, sind die Fenster hell.

Ich liebe die hellen Fenster. Sie erzählen soviel, ganze Geschichten erzählen sie. Da sind die Fenster in den vornehmen Häusern, das sind die schönsten. Kein einziges ist dunkel. In laugen glänzenden Reihen ziehen sie sich an den Fronten hin. Ein Meer von Licht strömt heraus, in allen Tönen, bald weiß und strahlend, aus funkelnden Kronen niederfallend, bald milde gedämpft von farbigen Seidenjalousien. Das Licht leuchtet fast die ganze Nacht. Und die Vorhänge an diesen Fenstern — wie edel ihre Muster sind, wie spinnwebfein die Gewebe! Scharf umrissen heben sich die dunklen Nebgardinen von dem hellen Hintergrund des Zimmers ab. Sind sie von Sammet oder von Seide? Man kann es nicht unterscheiden, aber ein kostbarer Stoff muß es sein, er fällt so schwer und gediegen und ist so schön gerast.

Es muß sich prächtig wohnen hinter diesen Fenstern, ich kann es mir so lebhaft vorstellen. Man sitzt am Kamin, in weiche Seidenpolster geschniegt, einen warmen Felleppich unter den Füßen. Man sitzt und legt die Hände in den Schoß und träumt. Man ist eigentlich nicht milde oder höchstens noch ein bißchen vom letzten Wall, aber es ist hübsch, so sitzen und vor sich hin träumen. . . Draußen stürmt es, der Regen fällt, die armen Kinder, die mit Wachstreichhölzern handeln, duden sich frierend in ein geschütztes Eckchen. Hier drinnen aber ist es mollig und licht. Alle Zimmer sind hell bis in den fernsten Winkel, und wo man hinsieht, ist etwas Schönes. Bilder und Blumen und Statuen, weiche Teppiche und bunte Decken, schwellende Polster und zierliche Schränkchen. . . Nachher kommt wohl Besuch. Die hellen Zimmer füllen sich mit fröhlichen Menschen. Diamanten blitzen, Seidene Schleppen rauschen. Die Tafel kracht von Krystall und Silbergeschirr. Der Braten duftet, die Gläser klingen zusammen — nein, ist das Leben schön! . . .

Aber dann sind da andere Fenster. Sie leuchten nicht in ganzen Reihen, nur vereinzelt tauchen sie auf — lauge dunkle Läden thun sich zwischen ihnen auf. Die Vorhänge sind nicht so kostbar. Das Gewebe in den Stores ist grob, und die Untergardinen „scheinen durch“. Es brennt auch kein funkelnder Kronleuchter, nur eine schlichte Petroleumlampe, aber hübsch ist es auch hier. Das Licht kommt aus dem Hintergrund des Zimmers. Dort steht wohl der große Familientisch. Sie haben ihn an den warmen Ofen gerückt. Die Kinder spielen und schreiben Wunschzettel für Weihnachtsnächten, die Mutter hat die Häfelarbeit in der Hand. Dann kommt der Vater vom Bureau und das Mädchen bringt das Abendbrot herein. Es ist „nur einfach“, das Abendbrot. Man muß sich einrichten bei dem knappen Beamtengehalt. Wenn man auf der Straße immer elegant erscheinen und noch die paar standesgemäßen Gesellschaften herausklopfen soll, darf das tägliche Essen nicht viel kosten. Schinkenbrötchen und ein Glas Bier und für das Mädchen ein paar Schmalzstücken, mehr kann man wirklich nicht erkrögen, — aber schön ist es doch, wenn man so am kalten Winterabend mit Wein und Kind am warmen Ofen sitzen kann. . .

Und wieder andere Fenster, Fenster, die sich auch wie große glänzende Perlen aneinanderreihen. Kein prunkender Vorhang gleitet an ihnen nieder. Nacht und schlaf starren die Scheiben. Blendend grell fällt der Schein der Glühlichtflammen auf die Gasse. Welch ein helles Licht in den weiten Sälen, die sich hinter den letzten Fenstern dehnen. . . Feiert man dort ein Fest? Hühnende Schatten tauchen auf und schwinden, sind es Tänzer, die vorüber-schweben? Ja, man feiert ein Fest, das Fest der — Arbeit — ja, es sind Tänzer, und der Hunger selber spielt zu ihrem Tanz die Melodie. Ohne Kost, ohne Ruch tobt er immerfort. . . immerfort. Zwischen tausenden Maschinen, unter tobdringenden Dünsten über Stadt und Land. Wunderbare Sachen entstehen in diesem Tanz. Köstliche Gewänder, weich und schmiegsam, funkelnde Schmuckstücke, herrliche Prutzgeräte. . . Behalten die Tänzer die für sich? Sie gehen in Lumpen und ihre Kleider sind armelig und alt. Und werden sie gar nicht müde? Wer fragt danach? Wenn sie nur schaffen. . . schaffen. . . schaffen. Man braucht ja so viel von dem bunten, glimmernden Tand. Die Pente hinter den kostbaren Vorhängen brauchen so viel davon. . . Aber vielleicht werden sie doch müde? Man muß einmal warten, bis die Fenster da oben dunkel werden. Wenn sie dann herab kommen in diesen Massen, dann schleichen sie so matt und gebüdt dahin, dann hängen ihre Arme so schlaff, well und verschlafen schauen die Gesichter drein. Wohin gehen sie?

Es ist nicht gut sein, da wo sie hineilen. Da liegen die Straßen so finstere und traurig, kein Licht leuchtet aus hellen Fenstern, dunkel und tot stehen die Häuser da. Wir grant vor diesen dunklen Häusern. Ich sehe durch ihre Mauern, ich sehe in die kalten Stuben mit dem dürftigen Hausrat. Der Ofen ist kalt, die Schränke sind leer. Dunkelheit und Stille brüht über dem Raum. Dann tappen Schritte. Eine Thür geht, ein kleines Lämpchen flackert auf. Abgekehrte Gestalten kommen herein und sammeln sich um den leeren Tisch. Die Mutter trägt den gewärmten Kaffee und schiebt einem jeden sein Stück Brot zu. Das kleine Mädchen holt die Schulhefte aus der Tasche und malt mit froststarrten Fingern umhohlene Buchstaben. . . eine Reihe. . . zwei. . . dann zwinkern ihre Augen, ihr Kopf fällt auf den Tisch. Sie ist nicht faul, aber sie hat den ganzen Tag das kleine Kind der Dienstherrschaft getragen.

Die Mutter löscht die Lampe, es ist zu kalt, um länger aufzu-sitzen. Auf dem armeneligen Strohlager drängen sie sich zusammen, einer den andern mit seinem Leibe wärmend. Dunkelheit brüht über ihnen.

O diese schreckliche Dunkelheit! Wann kommt der Tag, wo sie in Licht sich wandelt, wo helle Fenster leuchten überall? —

— **Einwirkung des Seewassers auf Metalle.** Vor kurzem wurden die Ergebnisse der Versuche bekannt, die zwei Jahre hindurch in Kiel angestellt worden sind, um die Einwirkung des Seewassers auf die für den Schiffsbau in Betracht kommenden Metalle, Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, Aluminium festzustellen. Man versuchte dabei in der Weise, daß man die Metallplatten, welche genau gleich groß und durch Striche in je zwölf gleiche Streifen geteilt waren, zuerst bis zu drei Viertel eintauchte, und dann zweimal, jedesmal nach Verlauf von acht Monaten, um drei Striche hob, so daß am Schluß ein Viertel der Platten der Einwirkung des Seewassers ununterbrochen zwei Jahre lang, ein Viertel aber ihr gar nicht ausge-setzt gewesen war. Es ergab sich, daß die größte Widerstandskraft gegen das Seewasser die Legierung von Eisen und Zinn besaß; diese wurde geringer, wenn der Progentatz des Zinks stark erhöht wurde. Guten Widerstand leisteten auch die Verbindungen von Kupfer mit Zinn und Aluminium, sowie Eisenbronzen, sobald sie im Kontakt mit Eisen in das Wasser gebracht worden waren. —

### Theater.

a. Der erste Theaterzettel von Schillers „Räubern“. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte von Schillers dramatischem Erstlingswerk bringt Rudolph Genée im Novemberheft der „Zeitschrift für Bücherfreunde“. Dem Aufsatz ist nach dem wahrscheinlich einzigen noch vorhandenen Exemplar, der sich in Genées Besitz befindet, ein Familienstück des Theaterzettels für die Erstaufführung in Mannheim am 13. Januar 1782 beigegeben;

in seiner ursprünglichen Erscheinung spiegelt er als „Klassischer Zeuge“ die Stimmung der Zeit getreu wieder. Es ist eine Ansprache des Dichters an das Publikum, die mit ihrer pathetischen Ueberschwenglichkeit charakteristisch ist für den Schiller jener stürmischen Jugendepoche. Solche erläuternde oder lobpreisende Ankündigungen waren auf den Theaterzetteln damals sehr gebräuchlich, aber sie gingen sonst vom Theaterdirektor aus, während hier der Dichter selbst es war, der zum Publikum sprach. Der Text lautet:

Der Verfasser an das Publikum.

Die Naeuber — das Gemachide einer verirrten großen Seele — ausgerueftet mit allen Gaben zum Fuertrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zuegelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Nordbrennerbande stand, Graeuel auf Graeuel haefte, von Abgrund zu Abgrund stuerzte, in alle Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehruerdig, gros und majestaetisch im Unglueck, und durch Unglueck gebessert, ruedgeuehrt zum Fuertrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Naeuber Moor beiveinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtueckischer Schleicher — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Berzaerker, und Stifter von Verderben und Glend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwacmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirkshaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Gluecks den inneren Gewissenswurm nicht toedten — und Schreden, Angst, Neue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Juengling sehe mit Schreden dem Ende der zuegellosen Ausschweifungen nach, und der Mann, gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Besessenen zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den vertvorensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen loenne. —

Offenlueundig ist in der Ansprache das Bestreben, die moralische Tendenz des Stuecks staerker hervortreten zu lassen und es so bei dem Publikum gut einzufuehren, auch die ganze Bearbeitung für die Mannheimer Auffuehrung, die im Einvernehmen mit dem Intendanten Dalberg vorgenommen wurde, zeigt ja dieses Streben deutlich. Der junge Dichter war sogar in seinem Eifer, den Wuenschen des Intendanten entgegenzukommen, noch weiter gegangen. Der Entwurf der Ansprache enthielt nach den Worten „Neue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind“ noch den Satz: „Der Zuschauer weine heute vor unsrer Buehne — und schaudre — und lerne seine Leidenshaftigen unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen.“ —

### Musik.

Zu unsern Betrachtungen über die heutige Spielweise in der Kammermusik geben einen interessanten Beitrag die Eindruecke, die wir neulich in dem Konzert des Streichquartetts Gebrüder V o r i s c h bekommen haben — um so interessanter, als wir diese Vereinigung am nächsten Abend der „Freien Volksbuehne“ wieder hören werden. Auch diese Kammermusiker gehen in dem Streben nach vornehmen, fein ausgearbeitetem Spiel und in der Scheu vor allem Derben, Wilden so weit, daß einen manchmal nach einer Portion von solcher Derbheit und Wildheit hungert. Neulich beim Professoren-Trio (Wartl usw.), als ein Stueck gerade wieder gar zu bescheiden gespielt wurde, vermutete meine Nachbarin, die Spieler seien jetzt müde (was wohl gar nicht anzunehmen war); und dann bei V o r i s c h fragte mich mein Nachbar, ob denn die Herren nicht zu schuemaedig, zu korrekt spielten. Beide Meinungen sind ein Zeichen, daß jene Spielweise auch dem Fernerstehenden so vorkommt, als fehle noch etwas Leben. Die vier Brüder aber, voran der Primarius, haben dafür hinwider zwei höchst schäzenswerte Vorzüge. Erstens einen, wenn auch ziemlich kleinen, so doch überaus wohlklingenden Ton, mit dem sie ein meisterhaftes, echt kammermusikalisches (nur vielleicht wieder die Mittelstimmen zu sehr zurückhaltendes) Zusammenpiel aufbauen. Auch negativ war dieser Vorzug dadurch zu merken, daß die paar mehr soloartigen Nummern des Abendes weniger gut gerieten. Zweitens. Von den zwei die „Phrasierung“ ausmachenden Faktoren, dem „agogischen“ (d. i. Nuancierung des Zeitmaßes) und dem „dynamischen“ (d. i. Nuancierung der Staerke) ist der erstgenannte der großen Vorzüge des Joachim-Quartetts und nicht eben der des V o r i s c h-Quartetts; beispielsweise brauchten im zweiten Satz von Schumanns A-dur-Quartett die Pausen vor den einleitenden Phrasenteilen und Phrasen nicht eben verkürzt statt verlängert werden. Dagegen ist die Staerkenuancierung die eigentliche Domäne der V o r i s c h, und dadurch kam die tiefe Innigkeit und Sinnigkeit Schumanns so prächtig zum Ausdruck, daß nur eben noch für seine Leidenschaftlichkeit die großen Accente fehlten, damit uns der ganze Schumann gezeigt würde. — Ein vom Deutscher Herrn Alfred V o r i s c h komponiertes Quartett war nicht als neu bezeichnet, dürfte aber wenigstens in den letzten Jahren nirgends öffentlich gespielt worden sein. Man würde diesem anspruchlosen Werk unrecht thun, wollte man ihm, vielleicht in Uebereinstimmung mit der damaligen Schwäche des Geschicks, alles das vorreiben, was es nicht enthält. Genug, daß es neben mancher Konvention und auffälligen Reminiszenz einen erfreulichen Zug zur Melodiosität zeigt; das variierte Thema des dritten Satzes und ein oder das andere Mittelfueck in den

übrigen Sätzen sind sehr ansprechend und das Ganze ist kurzweg ein freundliches und bescheidenes V o r i s c h-Werk. —

Am Donnerstag aber gab's ein gewaltiges Pressen für Droschkengäule, Droschkenkutscher, Puhgäule und Puhgutscher. Was mir in Berlin Toilette hat, strömte nach der Philharmonie zum Konzert des großen Mailänder Orchesters von altberühmten Scala-Theater unter der Direktion Pietro Mascagnis des Großen, Vergrößerten und Verkleinerten. Wer eine Enttäuschung fürchtete, konnte da für hinwider zum großen Teil angenehmen euttäuscht werden. Wir lernten ein Seitenstueck zu der Meininger Kapelle kennen. Bei beiden ein fein ausgeglichenes Zusammenspiel und Detailwerk, verklärt durch einen über jede Raubigkeit erhabenen Ton namentlich der Bläser, und einen erstlich intimen familiären Rapport zwischen dem Leiter und seinen Spielern, obgleich Mascagni nur Gelegenheitsdirigent des Scala-Orchesters sein dürfte und alles in allem über ein geringerwertiges Orchester verfügt (die Posaunen, vermehrt um eine Bassposaune, sind hier Klappeninstrumente und klingen qualitätsloser als die Zugposaunen). Dann aber trennen sich die Dirigierweisen: Steinbach der Meininger wirkt besonders durch die Wucht seiner Accente. Mascagni der Pesaraner (Direktor des Rossini-Konservatoriums und vermutlich ein ausgezeichnete Musilpädagog) wirkt besonders durch ein sozusagen ätherisches Herausarbeiten der Klangfarben, zumal in den Bläsern, von denen die Holzbläser unter Führung der silbernen schimmernden Flöten ganz vorne postiert sind. Doch über all diese Wohlklang kommt das Knochengeraesche, die Plastik der Themen, wie sie Wagner am Pariser Konservatoriums-Orchester rühmte und in Deutschland heimisch machen half, zu kurz. Und wie Mascagni dirigiert, so hat er auch das „sinfonische Vorspiel“ zu seiner Oper „Tris“ komponiert. Mit einem um mehrere Posaunen usw. und um eigenartige Schlaginstrumente verstärkten Orchester führt er uns aus einer einleitenden mystischen Tiefe durch eine Fülle der buntesten Harmonie und Klangfarben hinauf zu einer Art symbolistischer Apotheose, in der jene erweiternden Instrumente wieder nicht (wie etwa bei R. Strauß) als Träger interessanter Thematik, sondern zur Steigerung der Klangpracht verwendet sind; insbesondere eine Reihe eigentümlicher sonorer Weiden (großer Gong) wirkt ganz zauberhaft. — Der ältere Italiener A. V a z z i n i (1818—1897), von dem dann das „sinfonische Gedicht“ „Saul“ folgte, und der in Leipzig viel gelernt hatte, komponiert dagegen mit deutscher Knochenhaftigkeit; stark hervor tretende Grundthemen führen uns wieder in Gewohntes, sehr Bekanntes zurück. — Was sonst noch aus diesem Konzert zu erwähnen und auch zu rühmen wäre, würde allein schon für einen eigenen Bericht reichen. Genug, daß Mascagni jetzt wahrcheinlich den Weltrekord der Hervorrufe und Tacapos unter den Kapellmeistern besitzt und das tosende Meer erst durch ein deutsches „Auf Wiedersehen!“ beschwichtigen konnte. — sz.

### Kulturgeschichtliches.

— Der Universitäts-Professor als Hungerkünstler. Ueber die Verhältnisse, in denen vor ungefähr 150 Jahren die außerordentlichen Professoren in Leipzig — und wohl auch an andern deutschen Universitäten — lebten, darüber giebt nach der „Frankf. Ztg.“ ein Schreiben des damaligen Prorektors der Universität Göttingen Auskunft. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges rückte nämlich ein französisches Corps unter dem Oberbefehl eines sächsischen Prinzen vor die Stadt Göttingen. Der Prinz forderte die Stadt zur Uebergabe auf, und um die Uebergabe zu beschleunigen, schrieb er an seinen alten Bekannten, den „Prorektor der Universität, Professor und Hofrat“ Dr. Abraham Gottlieb Kästner, ihm zu Gemüte führend, welche Schrecken durch eine Belagerung über Göttingen kämen, Bombardement und die Qualen unvermeidlicher Hungersnot. Kästner möge daher die Stadt zur Uebergabe bestimmen. In dem Schreiben, das Kästner dem Prinzen umgehend zugehen ließ, findet sich folgende Stelle: „Was die ange drohte Anshungerung betrifft, so habe ich die Ehre gehabt, fünf Jahre lang Professor extraordinarius in Leipzig gewesen zu sein, wobei ich ein so gründliches praeludium und exercitium im Hungersleiden gemacht, daß ich keine Belagerung fürchte und für alle ein gutes Beispiel abgeben werde.“ —

### Humoristisches.

— Aus einem Rapport. „Ich melde, daß nach durchgeführter Erhebung der Gemeindefreiber Kräfte wegen eines Defektes in der Gemeindefasse im Betrage von 300 M. in der Nacht vom 24. d. M. durchgebrannt ist und hierzu die dienstliche Bewilligung einzuholen unterlieh!“ —

— Motivierung. „Piccolo, einen Cognac! . . .“  
„Bitte, hier!“  
„Kostet?“  
„40 Pfennig!“  
„Aber zum Donnerwetter, ich habe doch stets 20 Pfennig dafür gegeben!“  
„Ja, seit gestern sind wir — Hotel geworden!“ —

— Die junge Hausfrau. „Marie, machen Sie das Fenster auf — die Milch muß jeden Augenblick überfließen!“ —  
(„Flieg. Bl.“)